

Kai-Olaf Maiwald
Inken Sürig

Mikrosoziologie

Eine Einführung

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Ist Gesellschaft etwas Großes?	5
1 Interaktion: Wie aus Anwesenden Teilnehmende werden	10
2 Sequentialität: Wie Interaktion als Prozess strukturiert ist	23
3 Institutionen: Wie der Stoff beschaffen ist, aus dem soziales Handeln besteht.....	39
4 Reziprozität: Wie aus gemeinsamem Handeln soziale Beziehungen entstehen.....	56
5 Perspektivenübernahme: Wer wir sind, was die anderen betrifft	69
6 Soziale Rollen: Was wir füreinander sind.....	82
7 Normen und Regeln: Woran wir soziales Handeln messen	96
8 Rahmung: Woher wir wissen, was wir zu tun haben.....	106
9 Typisierung: Woher wir wissen, mit wem wir es zu tun haben	115
10 Strukturelle Handlungsprobleme: Wie wir uns auf die Gegebenheiten einstellen.....	129
11 Emotionen: Wie Gefühle in soziales Handeln eingehen	142
12 Praxis <i>oder</i> Der Zwang zu handeln.....	153
13 Anhang: Filmtranskript	167

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei

Einleitung: Ist Gesellschaft etwas Großes?

Wenn wir von „Gesellschaft“ sprechen, dann benötigt sie einen Artikel oder ein Pronomen. Anders als im Englischen, wo „society“ ein Massenbegriff ist („the rules of society“), ist „Gesellschaft“ im Deutschen immer etwas, das es zu spezifizieren gilt. Es gibt nur eine Gesellschaft, die Gesellschaft oder unsere Gesellschaft. Mit solchen Artikeln und Pronomina scheint Gesellschaft etwas zu sein, das lokalisierbar ist, worauf man mit dem Finger zeigen kann. „Die“ Gesellschaft hat dann den Charakter eines Ortes. Darin liegt der erste Fallstrick der Alltagssprache; denn wenn die Gesellschaft ein Ort ist, wo finden wir ihn? Üblicherweise auf einer Landkarte. Aber da sind nur Nationalstaaten. Ist Deutschland eine Gesellschaft? Oder wir verstehen „die“ Gesellschaft wie eine Person, etwa wenn wir sagen „die Gesellschaft ist schuld“ oder „da ist die Gesellschaft zum Handeln aufgefordert“. Was oder wen haben wir im Blick?

Wenn wir uns ‚vor Ort‘ auf die Suche nach der Gesellschaft machen, dann finden wir Kindergärten, Blumenläden, Gespräche unter Freunden, Ampeln, Kneipen, Beipackzettel, dienstliche Anweisungen, Handballspiele, Briefmarken, Zeitungen, Jugendämter, Regenschirme, Fernsehprogramme, Grillpartys, Kondomautomaten, Baustellen, Musikkapellen, Spaziergänge junger Paare, Blutspendeausweise, Seminarräume, Internetprofile, Meldebescheinigungen, Krankenhäuser, Mülltonnen, Geschenkgutscheine. Wir finden ein seltsames Sammelsurium aus Gegenständen, Plätzen und Gruppen. Aber es ist nicht unvorstellbar, dass ein Mensch in Deutschland an einem einzigen Tag mit all diesen Dingen irgendwie ‚in Berührung‘ kommt. Mit etwas Mühe kann jede und jeder von uns die Geschichte erzählen, in der alles eben Aufgezählte in einen Zusammenhang gebracht wird. Genauso können wir die Geschichte erzählen, in der nichts davon vorkommt, nur einiges und vieles andere.

Doch egal, welche Geschichte wir erzählen: Das Bindeglied ist der Mensch. Natürlich nicht seine schiere Existenz, sondern sein Handeln. Was ein Regenschirm mit einem Internetprofil zu tun haben könnte, entscheidet weder der Regenschirm noch das Internetprofil. Erst in dem Moment, da wir nicht mehr nur einfach schildern, was wir sehen, sondern es deuten und miteinander in Verbindung bringen, finden wir „die Gesellschaft“. Damit haben wir gleichzeitig „die Gesellschaft“ als etwas beschrieben, das durch unsere Deutungen und Handlungen definiert ist. Zwar ist ein Regenschirm auch ein Stock mit einer daran befestigten Plane, und ein Krankenhaus ist auch ein Gebäude, an dem „Krankenhaus“ steht. Doch sowohl mit dem Gegenstand als auch mit seiner Bezeichnung verbinden wir etwas, das über seine objektive Materialität hinausgeht. Wie der Gegenstand, so ist auch Gesellschaft nicht unabhängig von Handlungen erklärbar.

Aber eben immer von Handlungen im Plural. Das betrifft zunächst die basale Einsicht der Soziologie, dass „die Gesellschaft“ kein Akteur ist, auch kein kollektiver Akteur, wie eine Regierung oder ein Unternehmen. Dementsprechend kann „die Gesellschaft“ nichts entscheiden und auch für nichts verantwortlich gemacht werden, anders als Regierungen und Unternehmen. Sie ist vielmehr etwas Abstraktes, eine Formel, mit der die Soziologie die Einheit ihres Gegenstandsreichs zu umreißen versucht. Ohne eine solche Formel kommen die wenigsten SoziologInnen aus. Die Notwendigkeit des Plurals erstreckt sich auch auf die Handlungen und Handlungszusammenhänge, in denen uns – wie in den oben aufgeführten Beispielen – „die Gesellschaft“

begegnet. In der Soziologie interessieren uns generell nicht die je individuellen Handlungen besonderer Personen in einzigartigen Situationen, sondern es interessiert uns immer das, was darüber hinausgeht: Strukturen. Was immer SoziologInnen darunter im Detail verstehen – immer suchen sie nach Mustern, die in besonderen Handlungen zum Ausdruck kommen. Das schließt immer ein Moment der Wiederholbarkeit von Handlungen ein: Es geht um angebbare Handlungsweisen angebbarer Personengruppen in *allgemein beschreibbaren* Situationen.

Seit Ende der 1970er Jahre ist es in der Soziologie gängig geworden, Mikro- und Makrosoziologie zu unterscheiden. Diese Art der Sortierung soziologischer Forschung ist ergänzend zu anderen Unterscheidungen hinzugetreten, wie der zwischen Theorie und Empirie oder den Unterscheidungen nach spezifischen Gegenstandsbereichen, den sogenannten Bindestrich-Soziologien (Familiensoziologie, Religionssoziologie, Berufssoziologie etc.). In der Unterscheidung zwischen ‚Mikro‘ und ‚Makro‘ spielt die Vorstellung davon, was ‚Struktur‘ in der Soziologie ist und wie man sie methodisch erschließt, eine wichtige Rolle. Dabei wird unter Makrosoziologie in der Regel eine Forschungsperspektive verstanden, die eine Konzentration auf bestimmte gesellschaftliche Gegenstände und eine Präferenz für einen bestimmten methodischen Zugang verbindet. Vor allem dieser Perspektive kann man eine Vorstellung zuschreiben, nach der „Gesellschaft“ und ihre Strukturen „etwas Großes“ sind. So nimmt die Makrosoziologie in der Regel ‚große‘ soziale Einheiten in den Blick. Das können gesellschaftliche Subsysteme (wie Recht, Wirtschaft oder Politik) sein, aber auch gesellschaftliche Großgruppen oder Gruppierungen (wie Schichten, Klassen, Milieus, aber auch die gesellschaftlich relevanten Konzepte von ‚Geschlecht‘ oder ‚ethnischer Zugehörigkeit‘). Schließlich können auch Aspekte der Gesamtgesellschaft (soziale Ungleichheiten, demographische Entwicklungen, Generationenlagerungen etc.) untersucht werden. Eine empirisch-makrosoziologische Analyse erschließt die Struktureigenschaften der Gesamtgesellschaft oder ‚großer‘ sozialer Einheiten zudem in der Regel über standardisierte Erhebungen mit großen Fallzahlen. Sie setzt dabei auf statistisch messbare Korrelationen von Merkmalen bezogen auf hohe Aggregationsniveaus („Grundgesamtheiten“). Weitgehend stabile Korrelationen zwischen Merkmalen gelten hier als ‚Struktur‘, wie z.B. die Korrelation von sozialer Herkunft und Bildungserfolg. Die Frage der Entstehung von Strukturen wird nur über die Differenzierung abhängiger und unabhängiger Variablen verfolgt.

Auch wenn diese Kennzeichnung von vielen KollegInnen als (zu) grobe Vereinfachung eingeschätzt werden dürfte – das disziplinäre Verständnis von Mikrosoziologie ist sicherlich noch uneinheitlicher. So kann man sie bestimmen als die Forschung, die sich mit ‚kleinen‘ sozialen Einheiten wie Familien- und Paarbeziehungen, sozialen Kleingruppen oder dem Individuum befasst. Typisch mikrosoziologische Gegenstände sind nach diesem Verständnis auch Sozialisation, personale Identität oder Jugend und Adoleszenz. Deren Erforschung kann durchaus quantitativ, wie in der Makrosoziologie, erfolgen. Man kann Mikrosoziologie aber auch ‚methodologisch‘ bestimmen, d.h. mit einem bestimmten Erklärungsanspruch verbinden. Es geht dann um die Frage, wo soziale Strukturen verankert sind, wo sie grundsätzlich zu verorten sind. Dabei ist die leitende Idee der Mikrosoziologie, dass soziale Strukturen (und zwar auch die gesamtgesellschaftlichen) ihr Fundament immer in konkreten Handlungen konkreter Personen haben müssen und man in der soziologischen Forschung diese Ebene der Konkretion sozialen Handelns berücksichtigen muss. Das gilt nicht nur für die Struktur von Familienbeziehungen oder sozialen Kleingruppen. Soziale Ungleichheit und sozialer Status – als typische Makro-Phänomene – werden genau-

so in Interaktionen erzeugt wie Freundschaften oder eine neue Form der Kundenorientierung. Wenn soziale Strukturen real sind, dann müssen sie auch in Interaktionen real werden und in Daten sozialer Interaktion beobachtbar sein. Eine entsprechende Betrachtung der sozialen Welt ‚wie durch eine Lupe‘ wird als ein wesentlicher Aspekt empirischer soziologischer Forschung angesehen.

Diese Perspektive teilen sich wiederum zwei sehr unterschiedliche Ansätze. Der erste Ansatz schließt an die Tradition des Methodologischen Individualismus an und wird gegenwärtig vor allem verkörpert durch die verschiedenen Spielarten der Theorie rationaler Wahl. Leitend ist hier die Frage, wie sich kollektive Phänomene auf die Handlungen von Einzelnen zurückführen lassen. Ein entscheidendes Erklärungselement ist dabei die Idee der Nutzenmaximierung, die wie eine anthropologische Konstante verstanden wird. Der ‚Blick durch die Lupe‘ beschränkt sich in diesem Ansatz im Wesentlichen auf die Ebene der Modellbildung; es werden in aller Regel nicht konkrete Handlungen analysiert, sondern Modelle entwickelt, wie man sich *im Prinzip* individuelle Handlungsmuster in bestimmten Problemzusammenhängen vorstellen sollte. Daraufhin werden Hypothesen entfaltet, operationalisiert und mit dem Instrumentarium standardisierender Methoden überprüft. Wir folgen diesem Ansatz allerdings nicht, sondern einem zweiten, der sich in einem weiten Verständnis als ‚interaktionistisch‘ kennzeichnen lässt. Ihm zufolge sind die zentralen Untersuchungseinheiten nicht die Einzelnen (die Kalküle, die sie anstellen, die Restriktionen, denen ihre Wahlhandlungen unterliegen), sondern Interaktionen. Und die empirische Analyse besteht nicht in einer Modellierung einer Handlungssituation mit anschließendem Hypothesentest, sondern in qualitativen Fallrekonstruktionen auf der Basis primär ‚natürlicher‘ Daten von Interaktionen.¹

‚Interaktion‘ ist dabei weit gefasst. Gemeint sind nicht nur „Face-to-face“-Interaktionen zwischen Individuen in Familien, am Arbeitsplatz, in Organisationen, in Parlamenten, im öffentlichen Raum etc. Im Prinzip zählen wir auch medial vermittelte Kommunikationen (Tageszeitungen, Bücher, Internet) oder Äußerungen kollektiver Akteure wie Gesetzestexte oder Berufsordnungen dazu. Aber Interaktionen von Angesicht zu Angesicht haben – wie in den ersten Kapiteln deutlich werden wird – einen herausgehobenen Stellenwert. Unsere ‚einsamen‘ Handlungen wie unsere medial vermittelten Kommunikationen haben die Erfahrung unmittelbarer Interaktion zur Voraussetzung. Sie ist sowohl analytisch wie entwicklungslogisch grundlegend. Deshalb werden wir uns auch auf sie konzentrieren.

Das Anliegen der vorliegenden Einführung in die Mikrosoziologie ist vor dem Hintergrund dieser methodologischen Position zu verstehen. Weder geht es um Charakteristika von Paar- oder Familienbeziehungen oder anderen sozialen Kleingruppen, noch geht es um die Grundlagen einer soziologischen Handlungstheorie. Das Thema ist vielmehr „Strukturbildung in Interaktionen“. Genauer gesagt geht es darum, das begriffliche Instrumentarium für die Analyse von Prozessen der Strukturbildung in Interaktionen bereitzustellen. Dabei ist die Annahme leitend, dass das,

¹ Auf die methodische Seite einer interaktionstheoretisch begründeten Mikrosoziologie können wir hier nicht eingehen. Auch in den folgenden Kapiteln werden wir uns nicht systematisch damit auseinandersetzen, auch wenn vor allem in den verschiedenen von uns thematisierten empirischen Beispielen das eine oder andere des ‚Geistes‘ interpretativer und rekonstruktiver Forschung aufscheinen wird. Wir verweisen an dieser Stelle auf die einschlägigen Publikationen des entsprechenden Methodendiskurses.

was in Interaktionen, was in unserem alltäglichen wie außeralltäglichen Handeln in den verschiedensten Situationen geschieht, alles andere als zufällig, beliebig oder immer nur ‚individuell‘ ist. Vielmehr lässt sich eine Vielzahl von Strukturen ausmachen, von Mustern, die über die Einzigartigkeit der je konkreten Interaktionsereignisse hinausgehen. Dies können Muster sein, die die konkrete Sozialbeziehung zwischen konkreten Personen charakterisieren (z.B. das Paar Heinz und Helga, die Familie Müller), die für einen Typus von Sozialbeziehung kennzeichnend sind (z.B. Paar- und Familienbeziehungen), die die Beteiligten als Angehörige eines bestimmten sozialen Milieus ausweisen u.v.m. Diese Prozesse vollziehen sich nicht voraussetzungslos; die beteiligten Individuen erzeugen sie nicht aus dem Nichts heraus. Im Gegenteil: Wir behandeln in dieser Einführung *ausschließlich* solche Aspekte, die jeder konkreten Interaktion vorgängig sind, seien es universale Mechanismen (z.B. der formalen Organisation von Interaktion), denen sich Interaktion nicht entziehen kann, seien es gesellschaftsspezifische Strukturvorgaben (z.B. Rollen und Normen), mit denen Interaktion zumindest rechnen muss (und kann).

In den folgenden Kapiteln werden wir das vorstellen, was wir für die grundlegenden ‚Bausteine‘ von Interaktion halten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass unsere Liste der mikrosoziologischen Grundbegriffe nicht vollständig ist. Wir sind uns jedoch recht sicher, dass die Aspekte, die thematisiert werden, tatsächlich von zentraler Bedeutung für die Strukturbildung sind. Wenn man bestimmte Themen vermissen mag, dann kann das auch daran liegen, dass sie nicht *Grundlagen der Strukturbildung* sind, sondern gerade *Kennzeichen der so gebildeten Strukturen*. Das gilt jedenfalls für solche Konzepte wie soziale Anerkennung (respektive Missachtung), Macht, soziale Ungleichheit, Status, Rationalität, Professionalität, Kapitalismus usw. Derartige Strukturaspekte lassen sich mithilfe des hier vorgestellten Instrumentariums erschließen. Umgekehrt gilt das nicht.

Die Art, wie wir diese Grundbegriffe oder Bausteine vorstellen, schließt einen selektiven Zugriff auf die relevante Fachliteratur ein. Zwar werden wir in aller Regel auf diejenigen AutorInnen eingehen, die auch in den einschlägigen Diskursen als einschlägig gelten. Zum größten Teil werden wir Überlegungen referieren, weil wir sie für richtungsweisend halten, aber manchmal werden wir auch auf Theorien eingehen, um unsere Argumentation davon abzugrenzen. In jedem Fall ist die Darstellung aber weit entfernt von einer umfassenden und vergleichenden Würdigung des Stands der Forschung. Stattdessen wird es sich immer auch um ein eigenständiges Theorieangebot handeln, d.h. die vorgestellte Argumentation wird im Kern beinhalten, ‚wie wir die Dinge sehen‘. Dies nicht nur deshalb, weil wir uns angesichts der Literaturlage verschiedentlich genötigt sahen, Argumente (unserer Ansicht nach) zu präzisieren, sondern auch und vor allem, weil wir es für eine Einführung vorteilhaft finden, den LeserInnen eine möglichst ‚dezidierte‘ Position zu präsentieren. Es wird auf ausreichend Literatur verwiesen, um ihre Triftigkeit zu überprüfen.

Die von uns gewählte Darstellungsweise unterscheidet sich noch in einer weiteren Hinsicht von manchen anderen Einführungstexten. Nicht nur haben wir versucht, komplexe Sachverhalte durch eine fortwährende Einbeziehung empirischer, möglichst alltagsnaher Beispiele verständlich zu machen. Es gibt darüber hinaus auch einen durchgehenden empirischen Bezug, ein ‚Datenmaterial‘, eine Interaktionssequenz, auf die in allen Kapiteln Bezug genommen wird – vor allem in Gestalt von sogenannten „Denkanstößen“, d.h. von Fragen, die die LeserInnen an das Mate-

rial stellen und bearbeiten können, um sich die dargestellten Zusammenhänge selbst weiter zu erschließen. Die Idee, hier *eine* Interaktionssequenz durchgehend zu verwenden, speist sich aus der Überlegung, dass grundlegende Bausteine der Strukturbildung in Interaktionen sich auch im Prinzip anhand *jeglicher* Interaktion verdeutlichen lassen können müssen. „Im Prinzip“ schließt natürlich die Möglichkeit ein, dass manche Interaktionssequenzen dafür besser geeignet sind als andere. Wir haben dafür einen Ausschnitt aus einem Spielfilm gewählt, dem Film „Vier Abenteuer von ReINETTE und Mirabelle“ des französischen Regisseurs Eric Rohmer. Es ist eine besondere Qualität von Rohmer, dass es ihm gelingt, auf höchst kunstvolle Weise natürliche Interaktionen filmisch zu erzeugen. Die kleine Episode, deren Transkript (besser wäre es natürlich, wenn die LeserInnen sich zusätzlich den Film beschaffen würden) sich im Anhang dieser Einführung befindet, ist ein besonders gelungenes Beispiel dafür. Die kurze Szene einer Interaktion von ReINETTE mit dem Kellner eines Pariser Straßencafés ist einerseits höchst artifiziell. Es handelt sich nachgerade um eine Grotteske dahingehend, dass der Kellner bis ins Detail nachgerade jegliche Standards sozialer Interaktion unterläuft. Aber andererseits – und in gewisser Weise gerade deshalb – ist sie auch so reichhaltig und geeignet, tatsächlich alle von uns behandelten Grundbegriffe zu verdeutlichen.